

Bericht der ersten Phase dem Kriterienkatalog gegenübergestellt und versucht werden, daraus Schlüsse für konkrete Handlungsansätze zu ziehen; dabei sollen für jede Ebene (Pfarrei, Dekanat, Bistum) Ziele für die pastorale Arbeit festgelegt werden. In der dritten Phase soll der Dialog weiter gehen und konkrete Früchte tragen: „In den Pfarreien und Gruppen, in denen Dekanate und im Bistum versuchen die Verantwortlichen, die bekannten und die neu erkannten Ziele – mit Gottes Hilfe – zu erreichen.“

Das diözesane Projekt „Glauben in Gemeinschaft – Bistum St. Gallen auf dem Weg in die Zukunft“ will eine Antwort auf heute von den Gläubigen gestellte Fragen sein – sowohl nach dem Grund des Glaubens als auch nach dem aus dem Glauben ermöglichten gesellschaftsgestaltenden Handeln. Diese doppelte Ausrichtung kommt auch in den anderen diözesanen Unternehmungen zum Tragen. So plädiert die „Tagsatzung im Bistum Basel“ nachdrücklich für die Beteiligung an der „Ökumenischen Konsultation zur sozialen und wirtschaftlichen Zukunft der Schweiz“: die Versammlung des Bistums Lausanne, Genf und Freiburg verbindet sich ausdrücklich mit dieser Konsultation, und sie kann auch Bestandteil und Inhalt des Projekts des Bistums St. Gallen werden. „Die Diskussionsgrundlage und alle darin angesprochenen Themen eignen sich hervorragend als Aufhänger für eine Einladung zum Gespräch“, heißt es dazu in der Arbeitshilfe. Wie sich die diözesanen Unternehmungen mit anderen kirchlichen Unternehmungen („Solidarische Freiheit in Kirche und Gesellschaft“ der Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz: „Den Glauben weitergeben in heutiger Zeit“ der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Schweiz usw.) verschränken werden, ist noch nicht erkennbar.

Völlig ungeklärt – wenn überhaupt schon gestellt – ist die Frage, wie die Ergebnisse dieser diözesanen Unternehmungen

auf der schweizerischen Ebene eingebracht werden könnten. Der Trend scheint nämlich in die entgegengesetzte Richtung zu gehen, zumal in den großen Bistümern die Kantone oder Gruppen von kleinen Kantonen ein neues bzw. erneuertes pastorales Gewicht erhalten. Die „Tagsatzung der Bündner Katholikinnen und Katholiken“ wurde seinerzeit wohl wegen der gespannten Situation im Bistum Chur einberufen; sie soll nun aber mit nur noch einer Zusammenkunft im Jahr zur Beratung und Beschlußfassung über Fragen des kirchlichen Lebens weitergeführt werden; die diesjährige Zusammenkunft befaßte sich vom 12. bis 14. Juni mit der „Instruktion zu einigen Fragen über die Mitarbeit der Laien am Dienst der Priester“.

Schließlich ist jetzt der Grundlagentext zum „pastoralen Orientierungsrahmen Luzern (POL)“, der vom Synodalrat der römisch-katholischen Landeskirche des Kantons Luzern und vom Regionaldekan der Bistumsregion Luzern gemeinsam ins Werk gesetzt wird, erschienen. Darin ist auch die Rede von der Notwendigkeit einer optimalen Abstimmung und Vernetzung zwischen der Landes- und der Bistumskirche. Nicht diskutiert wird der Sachverhalt, daß die Landeskirche mit der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz (RKZ) und die Bistumskirche mit der Schweizer Bischofskonferenz auch in eine gesamtschweizerische staatskirchliche bzw. kirchliche Struktur eingebunden sind, obwohl der Schweizer Katholizismus zunehmend nur noch als Bischofskonferenz und als Zentralkonferenz in Erscheinung tritt. In den diözesanen Unternehmungen ist der „Laienkatholizismus“ noch vielfältig präsent, auf nationaler Ebene hingegen ist er es – neben den großen katholischen Hilfswerken Caritas und Fastenopfer – eigentlich nur noch in der Hilfskonstruktion „Schweizerisches Koordinationskomitee Katholischer Laien (SKKL)“.

Rolf Weibel

Hoffnungsvoller Weg

Ökumenische Entwicklungen in der „Kirche des Ostens“

Über die Kirche der ostsyrischen Tradition weiß man im Westen wenig. Im frühen Mittelalter breitete sie sich bis nach China aus; seit dem 16. Jahrhundert ist die „Kirche des Ostens“ zum größeren Teil mit Rom „uniert“. In ihren Ursprungsgebieten stehen die assyrischen Christen heute vielfach unter Druck. Die ökumenische Annäherung zwischen ihren getrennten Zweigen hat in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht.

Ihre Wurzeln sind vielleicht schon im 1. Jahrhundert in Persien zu suchen, sicher belegt ist sie ab dem beginnenden 3. Jahrhundert. Aus Sicht des römischen Reiches galt sie als „Kirche des Ostens“. Häufig wird sie auch als „Nestorianische Kirche“ bezeichnet, was unzutreffend ist; seit 1976 bezeichnet sie sich selbst als „Heilige Apostolische Katholische

Assyrische Kirche des Ostens“. Schließlich gibt es die unscharfe Bezeichnung „Ostsyrer“, gängig ist „Assyrer“, was hier zusammen mit der alten Bezeichnung „Kirche des Ostens“ übernommen wird. Ihr „uniertes“, mit Rom verbundenes Gegenüber ist die Chaldäische Kirche.

Nach eigener Tradition geht die „Kirche des Ostens“ auf den

Apostel Thomas und auf Addai, einen der 72 von Jesus ausgesandten Jünger (Lk 10,1) und deren Schüler Aghai und Mari zurück. Die Gläubigen waren zunächst hauptsächlich Syrer, Syrisch war von Anfang an Liturgiesprache. Im Gegensatz zum römischen Reich war das Christentum im Perserreich kaum Repressionen ausgesetzt, was sich änderte, als im dritten Jahrhundert die Lehre des Zarathustra Staatsreligion wurde. Im Sassanidenreich (es umfaßte den heutigen Irak, Iran, Afghanistan und Zentralasien) bildete das Christentum eine wesentliche religiöse Minderheit neben der Staatsreligion der Lehre Zarathustras. In manchen Regionen scheint es jahrhundertlang Mehrheitsreligion geblieben zu sein.

Unter Shapur II. (339 bis 379) kam es zu ersten Verfolgungen der Christen, worauf viele in das römische Reich flohen. Andere flüchteten in die entlegenen Teile des Reiches in den Osten, so daß bald entlang der Seidenstraße zahlreiche Bistümer entstanden. Für die Ausprägung der ostsyrischen Theologie wirkten im vierten und fünften Jahrhundert vor allem die Kontakte zu Antiochien befruchtend; die Zwei-Naturenlehre aus Antiochien war so bereits vor dem Konzil von Ephesos verbreitet.

Zu den vom römischen Kaiser einberufenen Konzilien wurden nie Vertreter der „Kirche des Ostens“ offiziell eingeladen. Das erste und zweite Konzil wurden allerdings 410 gemeinsam mit einer Reihe anderer westlicher Synoden von der Synode von Seleukia-Ktesiphon rezipiert. Vierzehn Jahre später erklärte sich die „Kirche des Ostens“ von den westlichen Patriarchaten unabhängig, es gab jedoch weiterhin Kontakte zur Kirche im römischen Reich. Auch am Konzil vom Ephesos, bei dem der Nestorianismus verurteilt wurde, war die „Kirche des Ostens“ nicht beteiligt.

Bei Synoden in Beth Lapat (484) und Seleukia-Ktesiphon (486) entschloß sich die „Kirche des Ostens“ für eine an der Lehre von den zwei Naturen orientierte Christologie. Eine Analyse der Glaubensformel von *Sebastian Brock* (The Church of the East in the Sasanian Empire up to the Sixth Century and its Absence from the Councils in the Roman Empire; in: *A. Stirnemann/G. Wilflinger*, The Syriac Dialogue, First Non Official Consultation on Dialogue within the Syriac Tradition; Pro Oriente: Wien 1994, 69–86) hat gezeigt, daß in der strittigen Glaubensformel nichts „Nestorianisches“ zu finden und von Nestorius gar nicht die Rede ist.

Wesentlich für die Distanzierung von den westlichen Kirchen waren auch *politische Gründe*: Zwischen Römischem Reich und Sassanidenreich gab es beständig Spannungen, die Christen im Perserreich hatten wahrscheinlich Sorge, als Verbündete oder Sympathisanten des Römischen Reiches betrachtet zu werden, in dem das Christentum inzwischen Staatsreligion geworden war. Mit dem Verweis auf die Glaubensdifferenzen konnte dieser Verdacht entkräftet werden.

Im 7. Jahrhundert eroberten die Araber Mesopotamien, bald breitete sich ihr Reich bis an die Grenzen Chinas aus. Der Islam wurde Staatsreligion. Nichts desto weniger blieb die „Kirche des Ostens“ missionarisch: Das Christentum war jetzt geduldete Religion im Gegensatz zur Lehre Zarathu-

stras, so daß erstmals auch viele Perser Christen wurden. Die Mission ging aber auch über die Grenzen des Landes hinaus. Intensive Kontakte pflegte die Kirche des Ostens zu den *Thomaschristen* in Indien. Ob die Gründung der Kirche in Indien ebenfalls auf die Mission aus Persien zurückgeht, ist historisch nicht mit Sicherheit feststellbar. Der ostsyrische Ritus und die syrische Sprache im Gottesdienst wurden jedenfalls von der „Kirche des Ostens“ übernommen. Die portugiesischen Kolonialherren vernichteten die Hierarchie der Kirche des Ostens in Indien mit dem Ziel einer Union. Der Bitte, einen Bischof zu senden, leistete die syrisch-orthodoxe Kirche Folge, weshalb heute nur noch eine Minderheit der Thomaschristen zur „Kirche des Ostens“ gehört, während die Mehrheit katholisch oder altorientalisch ist.

Im 7. Jahrhundert gelangt das Christentum nach China. Berühmt ist die Stele von Si-ngan-fu in chinesischer und syrischer Sprache (781). Um diese Zeit gab es wahrscheinlich auch in Tibet, Zentralchina, der Mandschurei und sogar Sumatra (heutiges Indonesien) Christen.

Von der Blütezeit zu den heutigen Schwierigkeiten

Die Mongolen, die im 13. Jahrhundert die Geschichte Zentralasiens zu bestimmen begannen, waren religiös tolerant. Ab dem 11. Jahrhundert gab es christliche Mongolenstämme, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zog der syrische Mönch Simeon Raban Ata mit dem Mongolenheer und wußte seine Glaubensgenossen zu schützen. Katholikos *Jahballaha III.* (1283–1317) war mongolischer Abstammung, unter seiner Regierung erreichte die „Kirche des Ostens“ ihre größte Ausdehnung und begann von neuem die Mission in China. Diözesen bestanden jetzt in großen Teilen Asiens; es waren insgesamt 230, gegliedert in 27 Metropolen. Über die Zahl der Gläubigen gehen die Schätzungen weit auseinander; manche Forscher nehmen an, daß sie im 13. Jahrhundert weit größer als die irgend einer anderen Kirche gewesen sei.

Im 14. Jahrhundert ging es radikal bergab; Vom Mongolenführer Timur Leng (Tamerlan) wurde sie blutig verfolgt und beinahe ausgerottet. In China wurde jede Fremdreligion verboten, von der „Kirche des Ostens“ blieb nur noch ein Rest übrig.

1552 kam es zur *Union* großer Teile der assyrischen Kirche mit Rom; daraus entstand die Chaldäische Kirche. Diese war auf Grund eines Konflikts um die erbliche Katholikos-Sukzession in Bagdad entstanden. Das Unionsbewußtsein ging allerdings (wohl auch auf Grund der großen Entfernungen) bald wieder verloren. Zuletzt kam es 1834 zu einer Erneuerung der Union. Die katholischen Chaldäer zählen heute maximal 800 000 Gläubige.

1891 trat eine Gruppe von ca. 20 000 Ostsyrern zur russisch-orthodoxen Kirche über. Im Ersten Weltkrieg beschuldigten die Türken die Assyrer und Chaldäer der Kollaboration mit Engländern und Russen. In manchen Gebieten, etwa in den

nördlichsten Gebieten Obermesopotamiens und im Iran, kamen über 50 Prozent der Bevölkerung um. 1918 wurde ein Katholikos ermordet, sein Nachfolger starb 1920 in einem Konzentrationslager. Viele Assyrer flohen in den Irak, wo es nach dem Ende des britischen Mandats 1933 zu weiteren Massakern kam. Der Katholikos wurde verbannt und sein Sitz nach Chicago verlegt, wo er bis heute verblieben ist.

Die Situation für die Christen im Irak, unter denen die Angehörigen der „Kirche des Ostens“ und die Chaldäer die größte Gruppe bilden, hat sich im Laufe der Regierung Saddams wesentlich verschlechtert. Während die Christen im Irak Fremden gegenüber meist betonen, daß es ihnen jedenfalls nicht schlechter geht als den Arabern, wissen Menschenrechtsorganisationen von anderen Entwicklungen zu berichten. Nach Angaben der „Gesellschaft für bedrohte Völker“ bilden die Christen insgesamt (politisch meist als „Assyrer“ bezeichnet) nach Arabern und Kurden die drittstärkste Bevölkerungsgruppe im Irak. Immer wieder wurden größere Gruppen verhaftet und Menschen hingerichtet. Zahlreiche assyrische Intellektuelle „verschwanden“ – über ihr Schicksal herrscht zum Teil bis heute Ungewißheit. Systematisch wurden unter Saddam Hussein etwa 200 assyrische Dörfer von der Armee zerstört; 150 Kirchen und Klöster dem Erdboden gleichgemacht. Viele Assyrer wurden, wie die Kurden, in sog. „Modelldörfer“ deportiert, die Internierungslagern gleichen.

Im ersten Golfkrieg zwischen dem Iran und dem Irak wurden etwa 40 000 assyrische Christen Opfer von Genoziden, darunter 2000 Giftgastote. Infolge des Zweiten Golfkrieges im Frühjahr 1991 flohen zehntausende Assyrer in die Türkei und in den Iran. Nachdem die Alliierten nördlich des 36. Breitengrades im Nordirak eine Schutzzone eingerichtet hatten, entschloß sich die Mehrzahl dieser Flüchtlinge, in ihre zerstörten Dörfer zurückzukehren. Gegenwärtig leben die meisten Assyrer in Irakisch-Kurdistan, einem autonomen, selbstverwalteten Föderalstaat unter dem Schutz der Golfkriegs-Alliierten. Der Konflikt zwischen den beiden großen Kurdenparteien, die Besetzung assyrischer Dörfer durch Kurden und Anschläge auf assyrische Politiker lassen auch für die Zukunft wenig Gutes erhoffen. Das Schicksal der Assyrer bleibt vom Weiterbestand der Alliierten Schutzzone abhängig. Zudem ist im Irak in den letzten Jahren zunehmend die Tendenz zu beobachten, das Glaubensleben der Christen zu unterdrücken.

Meilensteine im Dialog

Heute gehören zur „Kirche des Ostens“ maximal 400 000 Gläubige. Vorsichtiger Schätzungen gehen von 100 000 aus, weniger als die Hälfte davon im ursprünglichen Verbreitungsgebiet Irak, Iran, Indien und einigen Nachfolgestaaten im Süden der ehemaligen Sowjetunion. Aus dem Iran sind vor allem seit 1979, der Machtübernahme der Ayatollahs, viele Assyrer ausgewandert.

Ziele der Emigration sind die Diaspora in Amerika, Australien und Europa. Nach eigenen Schätzungen hat die Kirche 12 000 Gläubige in Europa, fast alle in Ländern der EU, etwa 500 in den deutschsprachigen Ländern. Die größten Gemeinschaften finden sich in Griechenland und Großbritannien. Der politische Begriff „Assyrer“ ist mit dem konfessionellen nicht deckungsgleich; beim politischen sind auch Christen anderer Konfessionen mitgemeint. Von ihnen werden in Deutschland 35 000 gezählt. In den letzten Jahren begann die Kirche des Ostens vermehrt Bischöfe für die Diaspora zu weihen, 1994 wurde eine Diözese für Europa mit Sitz in Stockholm errichtet. Bischof ist *Mar Odisho Oraham*. Die Kirche ist offiziell auf Grund einer Kalenderreform im Jahre 1964 gespalten. Im Hintergrund stand der Vorwurf, das Katholikosamt sei erblich. Der größere Zweig hat als Oberhaupt *Mar Dinkha IV.* (Khanania, sprich: Dencha), der seinen Sitz in Teheran bzw. Chicago hat. Die kleinere Gruppe hat als Oberhaupt *Mar Addai II.* Sein Sitz ist Bagdad. In letzter Zeit stehen die Zeichen aber auf Versöhnung. Insgesamt sind es vor allem vier Fragen, die im Dialog mit den Assyrern immer wieder zur Debatte stehen: Sind die christologischen Aussagen der „Kirche des Ostens“ aus Sicht der anderen Kirchen rechtgläubig?; Rolle und Bedeutung des Nestorius; Bezeichnung Marias als Theodokos (Gottesgebäerin) oder Christotokos (Christusgebäerin); das Fehlen der Einsetzungsworte in der Eucharistiefeier.

Während die Mitgliedschaft der „Kirche des Ostens“ im Ökumenischen Rat der Kirchen kaum Probleme machte, wurde ihre Aufnahme in den Middle East Council of Churches (MECC) diskutiert und fanden Gespräche zur Vorbereitung statt. Der Streit um Nestorius und der Vorwurf des Nestorianismus hat eine Aufnahme in den MECC offensichtlich bisher verhindert. Die „Kirche des Ostens“ hat inzwischen die Mitgliedschaft beantragt, und zwar als Teil der katholischen Kirchenfamilie (der MECC hat vier Kirchenfamilien). Über den Antrag soll 1999 entschieden werden.

Aber auch wenn nachgewiesen werden kann, daß die Christologie der „Kirche des Ostens“ rechtgläubig tradiert wurde, bleibt ein anderes Problem: Die Verehrung des Nestorius als Heiliger bei den Assyrern. Hier scheint die Unterscheidung zwischen Person und Lehre zielführend zu sein: Die Lehre des Nestorius dürfte nicht mit der beim Konzil verurteilten Lehre identisch gewesen sein. Kaum Zweifel bestehen an seinen lauterer Absichten. Es könnte daher möglich sein, Nestorius zu rehabilitieren, ohne daß die Beschlüsse von Ephesos widerrufen werden müßten.

Allerdings gibt es wenig Hoffnungen, daß diese Auffassung im Nahen Osten übernommen wird. Vor allem für die koptische Kirche hat Cyrill eine so wesentliche Bedeutung, daß es kaum zu erwarten ist, daß dessen „Erzfeind“ so viele Jahrhunderte später als orthodox erklärt wird. Die Gemeinschaft mit einer Kirche herzustellen, die einen Ketzer als Heiligen verehrt, scheint aber unmöglich.

Erfolgreicher war die Stiftung „Pro Oriente“, die vor allem bei den Christen im Nahen Osten hohes Ansehen genießt. Bisher lud sie zweimal zu inoffiziellen Konsultationen nach

Wien ein, von 24. bis 29. Juni 1994 und von 22. bis 27. Februar 1996. Bei der ersten waren erstmals bei einer Konsultation Vertreter aller Kirchen der syrischen Tradition, die Alt- und Neukalendarier der Assyrischen Kirche des Ostens, die beiden altorientalischen Kirchen und die fünf katholischen Kirchen in der syrischen Tradition anwesend.

Ein Themenschwerpunkt lag auf der Frage der Terminologie, besonders auf der Legitimität der Gleichsetzung von griechischer und syrischer Terminologie. Besonders bei den Begriffen „hypostasis“ und „qnomā“ ist diese Gleichsetzung nicht möglich. Während etwa der katholische Patrologe *Wilhelm de Vries* annimmt, der bedeutende persische Theologe Babai aus dem sechsten Jahrhundert postuliere mit zwei „qnome“ auch zwei Söhne, der eine ist der Mensch Jesus, der andere Gott das Wort, zeigte der indische katholische Theologe *Gevarghese Chediath*, daß Babai durchaus nur von einem Sohn ausgeht, der vollkommene Menschheit und vollkommene Gottheit in sich vereine.

Kaum Probleme machte für die anwesenden Theologen das Fehlen des Einsetzungberichtes in den vorhandenen Handschriften, die den Text der Anaphora von Addai und Mari enthalten. Die beiden Referate zu diesem Thema, aus liturgischer sowie aus biblischer und patristischer Sicht stimmten in der Schlußfolgerung überein, daß es sich um eine Anaphora des frühen Christentums handelt, nahe den ursprünglichen Formen des eucharistischen Gebetes und daher als konsekrative Liturgie völlig gültig, auch im Kontext der katholischen Liturgie.

Das Schlußdokument von 1994 ist noch verhältnismäßig zurückhaltend. Es betont, wie fruchtbar die Konsultation gewesen sei und meint dann: „Obwohl wir sehen, daß aufgrund unserer verschiedenen theologischen Traditionen Unterschiede in der theologischen Interpretation des Mysteriums der Menschwerdung Christi bestehen, konnten wir die Tatsache erkennen, daß wir, in unserem gemeinsamen Glauben an den einen Herrn Jesus Christus, sein Mysterium als unausschöpflich und unaussprechlich und für den menschlichen Verstand niemals voll begreiflich und ausdrückbar betrachten.“

Etwas mehr als vier Monate nach der Konsultation, am 11. November 1994, kam es zu einem Treffen zwischen Johannes Paul II. und Mar Dinkha IV., bei dem ein Kommuniké unterzeichnet wurde, das weit über die Ergebnisse von Wien hinausgeht – offensichtlich sind die Differenzen mit der katholischen Kirche bedeutend geringer als die mit den altorientalischen Kirchen. Der Text des Kommunikés zeigt außerdem deutlich, wie weit die „Kirche des Ostens“ vom Nestorianismus entfernt ist. In der Erklärung wurde der Glaube an den einen Herrn Jesus Christus bekräftigt, und dessen Wesenseinheit als Gott und Mensch hervorgehoben. So heißt es: „Das Wort Gottes, die zweite Person der Heiligen Dreifaltigkeit ist durch die Kraft des Heiligen Geistes Mensch geworden, in dem es von der heiligen Jungfrau Maria einen Leib mit einer vernunftbegabten Seele annahm, mit dem es vom Augenblick seiner Empfängnis an unlösbar

verbunden war.“ Und weiter: „Christus ist daher kein „gewöhnlicher Mensch“ den Gott adoptiert hat, um in ihm zu wohnen und ihn zu inspirieren, wie er es in den Gerechten und Propheten getan hat.“

Festgehalten wird auch, daß beide Bezeichnungen für Maria, Gottesgebäerin und Christusgebäerin, legitim und richtig sind. Das Dokument geht nicht auf das unterschiedliche Sakramentenverständnis ein und betont auch, daß es noch nicht möglich sei, gemeinsam Eucharistie zu feiern.

Die assyrische Kirche zählt wie die katholische sieben Sakramente, aber andere als die der katholischen Kirche. So ist etwa das Kreuz ein Sakrament, die Vergebung der Sünden wird als Frucht der Eucharistie verstanden. Für die Union der Chaldäer war die Übernahme des katholischen Sakramentsverständnisses Bedingung gewesen. Im Dokument von 1994 wird es nicht behandelt.

Angesprochen wird aber die Zusammenarbeit in bestimmten pastoralen Situationen, im Bereich der Katechese und der Ausbildung zukünftiger Priester. Im Oktober 1995 wurde eine Dialogkommission, bestehend aus fünf „Assyrern“ und sechs Katholiken, eingerichtet, die noch die bestehenden trennenden Fragen zwischen den beiden Kirchen aufarbeiten soll.

Ein Abkommen zwischen assyrischem und chaldäischem Patriarchen

Bei der zweiten Konsultation von Pro Oriente im Februar 1996 wurde die christologische Thematik eingehender behandelt, vor allem wurden die christologischen Aussagen des Konzils von Ephesos und die der assyrischen Liturgie und Synoden miteinander verglichen. Das Schlußdokument erklärt, daß diese Texte in einer Linie mit denen der ersten beiden Konzile stünden und mit denen des Konzils von Ephesos kompatibel seien.

Betont wurde weiterhin die Notwendigkeit, zwischen der assyrischen Theologie und der in Ephesos verurteilten Lehre von zwei Söhnen zu unterscheiden. Ziel des Dialogs solle nicht sein, daß eine Seite ihre Theologie überdenke, sondern daß jede Seite anerkennt, daß die Theologie der anderen Seite ein legitimer Ausdruck des gemeinsamen Glaubens ist.

Am 29. November 1996 kam es zum ersten offiziellen Treffen zwischen dem assyrischen Patriarchen Mar Dinkha und dem chaldäischen Patriarchen Raphael Bidawid, am 15. August 1997 unterzeichneten beide ein Abkommen, das die volle Einheit zwischen diesen beiden Gemeinschaften wieder herstellen soll. Mar Dinkha teilte dabei mit, daß alle Verurteilungen gegen Patriarch Cyrill von Alexandrien und Severus von Antiochien aus den liturgischen Büchern gestrichen werden.

Überraschend weit gehen dabei die Abkommen in praktischen Fragen. So wurde beschlossen, daß die Priesterseminare jeweils auch von Kandidaten der anderen Kirche genützt werden können. Für beide Kirchen ist ja das Erlern-

nen der Sprache, der gemeinsamen Geschichte und Tradition wesentlich. In der Praxis ist diese Vereinbarung vor allem für das Babylon College in Bagdad von Bedeutung, das der chaldäischen Kirche gehört. Schon bisher haben vereinzelt Assyrer dort studiert, in Zukunft soll dies noch häufiger werden. Ein Gutteil der Geistlichen der „Kirche des Ostens“ hat sein Amt bei einem anderen Priester gelernt und hatte nicht die Möglichkeit zu studieren. Seit 1994 wird für Bischöfe ein Mastergrad verlangt. In Zukunft sollen auch auf der assyrischen Hochschule in Chicago Chaldäer studieren können.

Mehrmals sind die beiden Patriarchen in letzter Zeit gemeinsam aufgetreten: So haben sie 1996 eine chaldäische Kirche in Detroit gemeinsam geweiht, 3000 Angehörige beider Konfessionen kamen dabei zusammen. 1997 wurde dann eine assyrische Kirche in Chicago gemeinsam konsekriert; im Mai 1998 fand ein gemeinsames Friedensgebet in Bagdad statt. Insgesamt zeigt sich, daß in den letzten Jahren wesentliche Fortschritte in der Ökumene bei den Kirchen der assyrischen Tradition gemacht wurden. Es bleibt zu hoffen, daß sich diese Entwicklung in den nächsten Jahren fortsetzt.

Hannes Schreiber

Schwieriger Neuanfang

Kroatiens Kirche nach der Ära Kuharić

Seit einem Jahr amtiert in Zagreb Erzbischof Josip Bozanić als Nachfolger von Kardinal Franjo Kuharić, der die wichtigste Diözese Kroatiens 27 Jahre lang geleitet hatte. Die Kirche im traditionell katholisch geprägten Kroatien hat heute unzureichende personelle und finanzielle Ressourcen und kommt im notwendigen Prozeß der Erneuerung nur langsam voran.

Was nach der politischen Wende im Jahre 1990 in Kroatien, damals noch Teil Jugoslawiens, als kirchlicher Neuanfang mit vielen Plänen und großen Hoffnungen begann (vgl. HK, September, 1993, 477 ff.), wurde im Laufe des brutalen Heimatkrieges (1991–1995) zum großen Teil vereitelt und auf bessere Zeiten verschoben. Jetzt, in der Nachkriegszeit, steht die katholische Kirche in Kroatien vor um so größeren und schwierigeren Herausforderungen. Zunächst sind die *unmittelbaren Kriegsfolgen* zu bewältigen. Auf den damals von den Serben besetzten ca. 30 Prozent des Staatsgebiets hat der Krieg zum großen Teil das gesamte Leben gelähmt. Heute muß man nicht nur die zerstörten Kirchen und Gebäude erneuern und neu bauen und den Vertriebenen bei der Rückkehr helfen, sondern auch das im Krieg erloschene kirchliche Leben wieder erneuern. Unerlässlich ist es auch, die Gläubigen zur Vergebung und zum neuen Zusammenleben zu ermutigen.

Josip Bozanić, der neue Erzbischof von Zagreb

Alle diese Aufgaben nehmen die Kirche, vor allem die Pfarrer, wie auch die Bischöfe, sehr in Anspruch. Darüber hinaus will die Kirche den im Krieg vereitelten und verschobenen Neuanfang wieder aufnehmen und weiterführen. Sie muß um ihre angemessene Position in der sich im Prozeß der Demokratisierung befindenden Gesellschaft ringen und an der Neugestaltung der Gesellschaft noch intensiver teilnehmen. Die Erwartungen in diese Richtung wie auch die kritischen

Beobachtungen von Seiten der Bevölkerung werden immer stärker. Gleichzeitig aber muß die Kirche ihre innere Reform fortsetzen, um den vielfältigen Aufgaben der neuen Zeit gerecht werden zu können.

Es ist sehr erfreulich, daß im Laufe der letzten zwei Jahre eine wenn auch nur anfängliche, aber doch ermutigende *kirchliche Strukturreform* gestartet wurde. Von der riesigen Erzdiözese Zagreb mit bisher fast zwei Millionen Katholiken, 473 Pfarreien und 600 Diözesanpriestern wurden Teile abgetrennt und die neuen Diözesen Požega und Varaždin errichtet. Damit stieg die Zahl der kroatischen Diözesen von 11 auf 13; auch ein neues Militärvikariat wurde geschaffen. Gleichzeitig wurde auch die organisatorische und strukturelle Reform der Bischofskonferenz eingeleitet. Erstmals wurde als Generalsekretär ein Bischof gewählt: der Bischof der neugegründeten Diözese Požega, *Antun Škvorčević*. Von den 13 Diözesen haben in den letzten Jahren acht einen neuen Ordinarius bekommen. Damit hat die Kroatische Bischofskonferenz ein neues Gesicht erhalten; von der neuen Generation der Bischöfe sollten bald Impulse für eine stärkere Dynamik des kirchlichen Lebens zu erwarten sein.

Von den erwähnten Bischofsernennungen hat natürlich die für die Erzdiözese Zagreb die größte Aufmerksamkeit und auch Spekulationen hervorgerufen. Es handelt sich schließlich um eine auch nach der neulich durchgeführten Teilung sehr große Diözese und dazu um die Hauptstadt Kroatiens. Traditionell ist ihr Erzbischof auch Kardinal und Vorsitzender der Bischofskonferenz. Darüber hinaus will man diesem Bischofsstuhl noch einen zusätzlichen Vorrang geben durch